Aus der Welt der Frau.

Die Frau als Vormund.

Ein Amtsrichter teilt in der „Köln. Ztg." die wenig erfolgreichen Ergebnisse mit, die seine Versuche hatten, Frauen zur Uebernahme von Vormundschaften zu bewegen. Der Verfasser sagt:

Das Ende vom Lied war fast ausnahmslos: „Sie müßten sich das erst noch mal gründlich überlegen, sie könnten sich nicht dem Gerede aussetzen, in das sie durch den Verkehr mit „solchen Leuten" kommen würden, sie scheuten sich vor den Leuten, hätten mit ihrem Mann noch nicht gesprochen, der und der aber sei viel geeigneter als sie selber" und wie die vielen Sprüchlein immer lauten mögen, um die man selten verlegen ist. Zu deutsch: sie lehnten ab, wozu ihnen die Bestimmung der Ziffer 3 des § 1786 BGB. das klare, unbestreitbare uneingeschränkte und rein formelle Recht gibt. Man glaube aber nun nicht, daß es sich dabei um törichte, willensschwache, beschränkte oder eigensinnige Frauen handelte, die mir etwa ein mehr oder weniger kurzsichtiger Waisenvater vorgeschlagen hätte. Nein, es waren durchweg solche Leute, die sich gern im uneigentlichen Sinn als „gebildete" zu bezeichnen pflegen. Ich verstehe darunter nicht solche, die sich durch Schulen oder eigene Fortbildung ein besonderes Maß von Kenntnissen zugeeignet haben und zu den „gehobenen Ständen" gehören, sondern a solche, welche im Leben sich selbst und andern mit starker und geübter Hand zu helfen verstehen, einen klaren Blick für ihre Verhältnisse haben und dabei über das Nächstliegende hinauszusehen vermögen, kurz, das Leben mit ebenso warmem Herzen und hellen Augen wie mit tätiger Hand zu meistern gelernt haben. Solche wackern Leute gibt es in allen Schichten und unter den im landläufigen Sinn „Gebildeten" lange nicht so viele als in den breitern Unterschichten des Volkes. Wer es versteht, mit ihnen umzugehen, wird manchen Gewinn erfahren, und selbst die ablehnenden Frauen haben mir stets wertvolle Aufklärungen über manches verschafft.

Woher kommt es nun, daß trotz aller dieser tüchtigen Eigenschaften eine „gebildete" Frau sich nicht zur Uebernahme einer Vormundschaft oder Pflegschaft verstehen will? Die Beantwortung ist nicht einfach. Es spielen da eine solche Fülle altüberkommener Sitten und Gewohnheiten mit, daß hier nicht der Versuch gemacht werden kann, diese alle zu entwirren.

Den Weg zur Auffindung eines Heilmittels wollen folgende Erwägungen suchen: Auch viele Männer und zwar durchaus „gebildete" in meinem Sinn, versuchen, eine ihnen zugemutete Vormundschaft oder Pflegschaft abzulehnen. So hält es z. B. selbst heute in den schwierigen Kriegszeitläuften außerordentlich schwer, einen auch sonst verständigen Mann zur Annahme eines solchen Amtes zu bestimmen, wenn ihm ein absoluter Ablehnungsgrund zur Seite steht (z. B. Alter von 60 Jahren oder fünf unmündige Kinder). Liegen nur relative oder gar keine Ablehnungsgründe vor, so braucht es oft ebenfalls langen Zuredens, bis der Widerstrebende sich überzeugen läßt, daß seine Gründe nicht stichhaltig sind. Nur im äußersten Notfall — bei dem großen Leutemangel tritt dieser heute schneller ein als zu normalen Zeiten — wird die gesetzliche Verpflichtung hervorgeholt und die Möglichkeit einer Ordnungsstrafe von weitem angedeutet. So wenig ich mich selbst gern mit einer solchen Ordnungsstrafe bedroht sehen möchte, ebenso ungern drohe ich eine solche einem sonst verständigen und von der Stichhaltigkeit seiner Ablehnungsgründe fest überzeugten Mann an. Bei einiger Geschicklichkeit in der persönlichen Behandlung bleibt schließlich auch nur eine geringe Anzahl Fälle übrig, in denen man allzuhart Gesottenen gegenüber schließlich unangenehm deutlich werden muß, und es letzten Endes zu Zwangsmaßregeln, feierlicher Androhung, Verhängung und Beschwerden kommen muß. Selbst in solchen „schweren" wie auch in vielen „leichten" Fällen eines zähen Widerstandes macht der Richter die überraschende, aber stets wieder bestätigte Erfahrung, daß, je widerspenstiger ein „Gebildeter" bei und vor Annahme seines Amtes war, um so eifriger und sachlich tätiger er sich später als Vormund oder Pfleger erweist. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß auch bei diesen trefflichen Männern vor Annahme des Amtes ein innerer Widerstreit verschiedener Empfindungen, Wünsche und Erwägungen stattfindet. Da bedarf es eines äußern Anstoßes, um den Entschluß in der Richtung mehr oder weniger freudiger Pflichtbejahung zu formen. Genügt die Ueberredung nicht, so muß schließlich die gesetzliche Verpflichtung mit ihren Folgerungen (Ordnungsstrafe und Haftpflicht für Schaden) helfen.

Was bleibt zu tun? Ziffer 1 in § 1786 BGB. ist einfach zu streichen oder etwa mit dem Zusatz „über 50 Jahren" zu versehen. Die relativen Ablehnungsgründe sowie die verständige Beurteilung des Richters schützen in einzelnen Fällen die vorgeschlagene Frau genügend, wenn stichhaltige Gründe vorhanden sind, aus denen ihr ausnahmsweise die Uebernahme des Amtes nicht zugemutet werden kann. Im übrigen bin ich überzeugt, es genügt diese einfache Gesetzesänderung, um eine unabsehbare Reihe tüchtiger Vormünder und Pfleger mit einem Schlage zu gewinnen, ohne daß in den weitaus meisten Fällen von Ordnungsstrafe und ähnlichen Zwangsmitteln auch nur andeutungsweise die Rede zu sein braucht.

Ein neues Verfahren zur Butterkonservierung.

Der heute besonders erhöhte Wert der Butter macht es wichtig, zur Konservierung dieses so leicht verderblichen Volksnahrungsmittels möglichst praktische Methoden zu finden. Eine solche neuartige Methode, die sich vor allem durch ihre Wirkung über Jahresdauer hinaus auszeichnet und außerdem wegen der Leichtigkeit ihrer Durchführung allgemein angewandt werden kann, erläutert in der Chemiker-Zeitung der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Theodor Paul. Das Verfahren besteht aus zwei Teilen: erstens aus der Herstellung von wasserfreiem Butterfett, das länger als ein Jahr aufbewahrt werden kann, zweitens aus der Wiedergewinnung bester Butter aus diesem Butterfett. Zur Herstellung des wasserfreien Butterfettes wird die Butter in einem Behälter geschmolzen, der in einem mit warmem Wasser gefüllten Gefäß steht. Das klare Butterfett wird dann in ein trockenes angewärmtes Gefäß gegossen, der zurückbleibende noch wasserhaltige Bodensatz kann beim Bereiten von Speisen Verwendung finden. Das Butterfett selbst erhält einen Zusatz von erhitztem Kochsalz, das lauwarm mit dem Fett verrührt wird. Für das aus einem Pfund Butter gewonnene Butterfett sind ungefähr 30 Gramm Kochsalz erforderlich. Man rührt die Mischung um und läßt sie an einem warmen Ort 2 bis 3 Stunden stehen, wobei sie stets flüssig bleiben muß. Durch das Kochsalz wird die bestmögliche Entwässerung des Fettes herbeigeführt. Dann wird das Butterfett durch einen erwärmten Trichter gegossen, in dessen Rohr man vorher einen lockeren Wattebausch gesteckt hat. Das filtrierte Butterfett kommt in angewärmte Glasflaschen, die sehr gut verschlossen werden müssen. An einem kühlen, trockenen und vor allem völlig dunklen Ort aufbewahrt, kann das Butterfett auf diese Weise länger als ein Jahr gehalten werden. Bei den Versuchen wurden durchschnittlich aus einem Pfund gesalzener Butter 380 Gramm filtriertes Butterfett gewonnen, das alle Aromastoffe der Butter behält. Soll dann zu gegebener Zeit die Butter wiedergewonnen werden, so wird die Flasche solange in warmes Wasser gestellt, bis das Fett geschmolzen ist. Hierauf werden in einer doppelt so großen Flasche 15 Gewichtsteile frischer ungekochter Milch erwärmt, denen man 85 Teile des flüssigen Butterfettes hinzufügt. Diese Mischung gießt man in einem dünnen Strahl in eine Schüssel mit Eiswasser, das währenddessen gerührt wird. Die Mischung muß sofort erstarren, wird dann abgeschöpft und geknetet. Dies ist die gebrauchsfertige Butter, deren Güte durch 12- bis 24stündiges Liegen an einem kalten Ort noch erhöht wird.

Welche Farben soll man im Winter tragen?

Bekanntlich ist die Fähigkeit der Farben zur Wärmeaufnahme sehr verschieden. Im Sommer und in den Tropen pflegt man hellere, möglichst weiße Kleidung zu tragen, weil man weiß, daß die helleren Farben, vornehmlich das Weiß, die Sonnenstrahlen in hohem Maße reflektieren, während diese von den dunkleren Farben, besonders vom Schwarz, begierig aufgesogen werden, so daß sich unter dem Einflusse gleicher Sonnenbestrahlung heller gefärbte Gegenstände in [illegible] als dunkel gefärbte. Daß Weiß in dieser Beziehung die günstigste, Schwarz die ungünstigste Farbe ist, ist feststehend und wohl auch allgemein bekannt. Will man also zur Winterszeit möglichst warm gekleidet sein, so ist Schwarz diejenige Farbe, die von vornherein die größten Vorteile bietet. Nun war man bisher über den Wärmeaufnahmewert der anderen Farben weniger genau unterrichtet; auf Grund neuerer Untersuchungen hat sich jedoch in bezug auf die Wärmeaufnahmefähigkeit der verschiedenen Farben eine Zahlentafel aufstellen lassen, die der „Prometheus" (Verlag von Otto Spamer in Leipzig) wiedergibt. Setzt man nämlich den Wert der Wärmeaufnahmefähigkeit von Weiß mit 100 an, so beläuft sich der von Hellgelb auf 102, von Dunkelgelb auf 140, von Hellgrün auf 152, von Dunkelgrün auf 161, von Rot auf 168, von Hellbraun auf 198 und endlich von Schwarz auf 208. Daraus ergibt sich nun, daß für die winterliche Kleidung besonders Hellbraun und Dunkelgrün zu empfehlen sind, denn die für die Wärme sehr aufnahmefähige rote Farbe, ist doch wegen ihrer Stärke in der Mode nicht so verwendungsfähig, wie die genannten neutraleren Farben. Dagegen ist eine hellgelbe Kleidung für den Wärmeschutz im Winter geradezu nachteilig. Uebrigens kommt noch der Umstand in Betracht, daß die Wärmeaufnahme auch bei den dunkleren Farben um so geringer ist, je glänzender der Anstrich ist. Sogar bei Schwarz stellt sich bei glänzendem Lack das Verhältnis zu Weiß nicht wie 100 : 208, sondern wie 100 : 197, woraus hervorgeht, daß die gegenwärtig so beliebten Lackhüte eigentlich gar nicht der Jahreszeit entsprechen, sondern eher zur Sommerkleidung passen.

Salat von Kohlrüben.

Nachdem die Rüben geschält und gewaschen sind, werden sie auf einer Gemüsereibe gerieben, mit kochendem Wasser übergossen und etwa 5 Minuten zugedeckt stehen gelassen, dann in einen Durchschlag zum Abtropfen getan. Hinzu kommt nun eine feingeschnittene Zwiebel, Oel, Essig und Salz. Gut durchmischt, erhöht es den Geschmack, wenn man den Salat ein paar Stunden stehen läßt zum besseren Durchziehen.

Thüringer Klöße aus halb Kartoffeln, halb Kohlrüben.

Man nehme 2 Pfund Kohlrüben, koche sie recht weich, wiege sie, und drücke sie durch ein Tuch, 2 Pfund rohe Kartoffeln werden geschält und gerieben, durch ein Tuch gut ausgedrückt. Beides zusammen mit Salz gut gemengt und als Klöße gekocht. Diese geben ein gutes, schmackhaftes Gericht. Man kann an Stelle der rohen Kartoffeln auch gekochte nehmen. M. L.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 4:

Einwand, Meise, Pauline, Achse, Ballerine, Wilna, Armee — Wilhelm.

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Die Völker der Erde" (Afrika) von Ritter,
entfiel auf O. Julich, hier.

Kriegs-Charade.

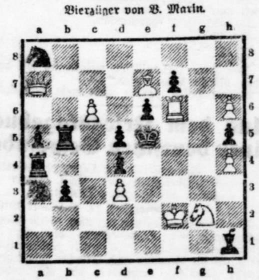
Das 1 hat manchen Abend mir
Und manche Nacht erhellt
Die 2 und 3 aß einst ich gern,
Doch jene Zeiten liegen fern,
Jetzt rast sie durch das Feld.
Sie fordert Opfer ohne Zahl;
Doch mehr Entsetzen noch und Qual
Und Tod bringt sie dem Feind,
Wenn sie mit 1 vereint
Und was die 2—3 nicht zerreißt,
Fällt ihrem 2 zum Opfer meist.

Prämie: Das große illustr. Spielbuch von Nulemann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von B. Marin.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 4.
Selbstmatt von B G. Laws.

1. Df3—a8 1. f7 n. g6
2. Tb7—b7 2. Lh5—f3+
3. Se1—g2+ 3. Lf3 n. g2, h3 n. g2 matt.

Auf 2 ..., beliebig folgt 3. Se1—f3+, Lh5 n. f3 matt; auf 1 ..., Sb8 n. g6 2. Da6—a4+, Sg6—f4 3. Se1—g2+, h3 n. g2 matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 5 — Halle, Sonntag, den 4. Februar — 1917

Die Liebe bricht herein wie Wetterblitzen,
Die Freundschaft kommt wie dämmernd Mondenlicht;
Die Liebe will erwerben und besitzen,
Die Freundschaft opfert, doch sie fordert nicht.
Geibel.

Requiem.

Skizze von Gräfin Brockdorff.

(Nachdruck verboten.)

Die kahlen, zackigen Spitzen des Karwendels hoben sich licht wie Platin gegen den tiefblauen Herbsthimmel. Weiter unten an den Bergen schimmerten die Bäume und Sträucher in leuchtendem Purpur, Rostrot und Goldbraun, und im Tale blühten die lila Herbstzeitlosen auf den Wiesen. Ein Bild des Friedens, lag das Geigenmacherdörfchen Mittenwald da. Seine buntbemalten Häuser glänzten fröhlich im hellen Sonnenschein. In den Gärten und auf den Feldern arbeiteten vereinzelte Urlauber in feldgrauer Hose und bunter Soldatenmütze, lachten und scherzten mit den Mädchen, die eifrig beim Grasschneiden und Graben halfen. Trupps von Fremden schlenderten durch die Gassen und blieben neugierig vor der ebenfalls buntbemalten Kirche stehen, an der besonderes Leben und Treiben herrschte.

Große Blumentöpfe wurden hineingetragen, Kränze und Girlanden, als gelte es, das Gotteshaus für ein heiteres Fest zu schmücken. Wenn man aber die Kirche betrat, merkte man, daß dieser Schmuck keinem heiteren Feste galt, sondern einer ernsten Feier. Der blutige Krieg hatte wieder ein Opfer gefordert, und man wollte hier im friedlichen Tal einen Helden ehren, dem kein Grab in der Heimat beschieden.

Vor dem Hauptaltar war der Katafalk aufgestellt. Auf der schwarzen, silbergeränderten Decke stand ein Helm, und am Fußende lehnte die große, gerahmte Photographie des Verstorbenen. Eine junge, blasse Frau in ärmlicher Kleidung, als einziges Trauerzeichen nur ein schwarzes Tuch über die leuchtenden, kupferroten Haare gebunden, legte ein schweres Gewinde von Herbstastern und Tannen um die schwarze Sargdecke. Unaufhörlich kamen und gingen Nachbarn und Freunde des Toten, stellten Pflanzen in Töpfen und Kübeln auf, brachten Kränze und Sträuße, und bald sah das Innere der Kirche wie ein grüner, blühender Garten aus. „Heldengrab" nennens die Leute jetzt im Kriege, wenn solch Katafalk zum Gedächtnis eines Gefallenen errichtet wird, und sie schmücken ihn mit doppelter Liebe und Treue, weil sie die wirkliche Ruhestätte des Toten ja niemals hegen und pflegen können.

Und der, dessen Andenken die morgende Feier galt, war ein Held gewesen, nicht nur draußen vor dem Feinde, sondern auch daheim im friedlichen Alltag.

Das ganze Dorf hatte den fröhlichen, stattlichen Josef Riedinger gern gehabt und trauerte jetzt aufrichtig um ihn. Er war der einzige Sohn vom Riedinger, einem der reichsten aber auch einem der protzigsten und geizigsten Bauern. Der Josef hatte bei dem mürrischen Vater kein leichtes Leben gehabt, der nach dem frühen Tode der Frau noch mürrischer und verschlossener geworden. In harter Zucht wuchs er auf, aber sein frohes und geduldiges Gemüt, ein Erbteil der Mutter, gab seiner Kindheit und Jugend doch Licht und Sonne. Knechte und Mägde verwöhnten ihn, wo es nur anging, und seine Genossen liebten ihn alle. Vielleicht liebte der Vater ihn auch, aber er tat es auf so eigene und abwehrende Art, daß der Bub sich mit keiner Zärtlichkeit an ihn herantraute.

Die Jahre vergingen, der Sepp kam vom Militär heim und sollte nun freien. Die reiche Vroni, die Tochter vom Eggerhofer, hatte der Vater ihm ausgesucht. Den Brandkopf hatten die Buben sie spottend geheißen und sie ihres stillen, scheuen Wesens halber ausgelacht. Der Josef wehrte sich gegen die Heirat, gab aber schließlich nach, da er den Unfrieden mit dem Vater nicht länger ertrug und auch kein anderes Mädel wußte, das ihm besser gefiel.

Er willigte in den Verspruch ein, aber bedang sich aus, daß noch ein Jahr mit der Heirat gewartet würde. Die Braut war sanft und freundlich und schien den Verlobten von Herzen zu lieben, so daß dieser nichts dagegen hatte, als der Eggerhofer vor Ablauf des Jahres zur Hochzeit drängte.

Es war vierzehn Tage vorher, als eines Nachts der Eggerhof abbrannte und mit ihm Reichtum und Ehre des Bauern. Man kam dahinter, daß das Haus vom Besitzer selber angezündet war, weil es schlecht um ihn stand und er mit dem Versicherungsgelde das Anwesen retten und halten wollte. Der alte Eggershofer wanderte ins Gefängnis, und der Riedinger erklärte die Verlobung mit der Tochter des Brandstifters für aufgehoben. Da leistete der Josef aber zum erstenmal im Leben dem Vater ernsthaften Widerstand. So sanftmütig und nachgebend er bisher gewesen, so fest und willenskräftig beharrte er jetzt bei dem Verlöbnis. Für ehrlos hätte er es gehalten, das unschuldige Mädchen, das ihn so herzlich liebte, jetzt in Not und Kummer sitzen zu lassen. Er wollte die Vroni heiraten, wie es bestimmt gewesen, während dem Alten nun plötzlich der Brandkopf zuwider war und er dem Sohn mit Enterbung drohte, wenn er die Tochter solch ehrlosen Vaters in sein unbescholtenes Haus brächte.

Mitten in diese kleinen Kämpfe trat der große Kampf und rief die Söhne des Landes zu den Waffen. Josef ließ sich mit der Veronika kriegstrauen, hoffend, daß, wenn er draußen im Felde war, der harte Sinn des Vaters sich mildern und beugen würde. Vergebliche Hoffnung. Er mußte ohne Abschied vom Vater ausziehen, und weder bei seinen zweimaligen Urlaubsbesuchen noch bei der Geburt des Enkelsohnes hatte der Alte sich freundlicher und versöhnlicher gezeigt. Sein Wort blieb bestehen:

„Wenn du die Tochter des Brandstifters heiratest, habe ich keinen Sohn mehr."

Und nun war der Josef draußen an der Somme bei einem Sturmangriff gefallen. Der starre Bauer hatte jetzt wirklich keinen Sohn mehr. Ruhig, scheinbar teilnahmslos, nahm er die Todesnachricht auf. Der Pfarrer kam und sprach vom heldenhaften Sterben des Josef und von Versöhnung und Frieden mit Schwiegertochter und Enkel. Er redete viel gute und milde Worte, doch der Riedinger saß mit unbewegtem Gesicht dabei und sagte nicht ja und nicht nein. Er kümmerte sich um nichts, und als er von dem Requiem für den Gefallenen hörte, verharrte er in eisigem Schweigen. Aber unruhig durchschritt er Hof und Ställe und war noch mürrischer und verdrießlicher als gewöhnlich. Er schien nichts zu sehen und zu hören und sah und hörte doch alles. Er sah die ehrliche Trauer im Haus und Dorf, sah, wie die Knechte und Mägde Zweige und Blumen zusammenschleppten und Kränze wanden. Er sah, wie die Leute nach der Kirche strömten, um das „Heldengrab" zu schmücken, wie selbst die ärmsten Kinder mit bescheidenen Sträußchen von Waldlaub und Zeitlosen nach dem Gotteshaus trippelten. Nur er, der Vater, hatte keine Blume, kein Reislein für das Andenken seines Einzigen, sondern saß finster und verbissen da.

Es dunkelte, eine helle Abendglocke läutete, Kirche und Gasse wurden leer, und graue Schatten senkten sich über das Dorf. Der alte, starre Mann stöhnte und seufzte tief auf, es war, als ob ein harter Reifen plötzlich zerspränge. Dicke Tränen rannen ihm über die verwitterten Wangen, und schwer und langsam erhob er sich.

Drüben im großen Zimmer nach Süden standen seine Blumenstöcke, die einzige Freude und Liebhaberei eines Lebens, das nur zielbewußte Arbeit und Gelderwerb kannte. Er holte die beiden großen, weißen Nelkenstöcke, um sie zur Kirche zu tragen.

Drinnen im Gotteshause leuchtete matt die ewige Lampe, und zwei flackernde Kerzen am Katafalk gaben ein fahles Licht. Gedämpftes Schluchzen und Weinen tönte von dort. Als der Alte seine blühende Gabe niederlegen wollte, bemerkte er die Umrisse einer am Boden knienden Frauengestalt. Es durchzuckte ihn seltsam. Schwer atmend und zitternd kniete er daneben, und einem inneren Zwange gehorchend, legte sein Arm sich schützend und tröstend um die Weinende. Verwirrt schreckte die bei dieser Berührung auf, und er sah unter brandroten Haaren der jungen Witwe schmerzdurchfurchtes Gesicht, das Gesicht, dem er seit zwei Jahren aus dem Wege gegangen war. „Vroni", sagte er, und seine Stimme klang rauh und doch milde, „Vroni, nun sind wir beide gleich arm. Komm' zu mir, der Riedingerhof wartet auf seinen jungen Erben."

Gedenktage der Woche.

4. Februar	1695 † Feldmarschall Derfflinger in Gusow (* 1606).
	1814 Die Preußen schlagen die Franzosen bei Chalons.
	1847 * Generaloberst Remus von Woyrsch in Pilsnitz bei Breslau.
	1915 Die deutsche Regierung kündigt den verschärften Unterseebootkrieg vom 18. Februar ab an.
5. Februar	1794 Veröffentlichung des preußischen Landrechts.
	1875 Papst Pius IX. erklärt die preußischen Maigesetze für ungiltig.
	1889 † Der Rechtslehrer Franz von Holtzendorff in München (* 1829).
6. Februar	1853 † Der Dichter Kopisch in Berlin (* 1799).
	1885 Italien besetzt Massaua am Roten Meer.
	1899 † Graf Caprivi, der zweite deutsche Reichskanzler (seit 1894 im Ruhestande), in Skyren bei Crossen an der Oder (* 1831).
	1904 Beginn des russisch-japanischen Krieges.
7. Februar	1801 † Der Maler Chodowiecki in Berlin (* 1726).
	1807 Napoleons Sieg bei Preußisch Eylau.
	1878 † Papst Pius IX. in Rom (* 1792).
	1915 Beginn der neuntägigen Winterschlacht in Masuren.
8. Februar	1587 Maria Stuart hingerichtet (* 1542).
	1871 † Der Maler Moritz von Schwind in München (* 1804).
	1874 † David Friedrich Strauß in Ludwigsburg (* 1808).
	1882 † Berthold Auerbach in Cannes (* 1812).
	1909 † Adolf Stöcker in Gries bei Bozen (* 1835).
	1916 † Der Dichter Gustav Falke in Hamburg (* 1853).
9. Februar	1905 † Adolf Menzel in Berlin (* 1815).
	1915 Tanger von den Franzosen geräumt.
10. Februar	1850 * Generaloberst Alexander von Linsingen in Hildesheim.
	1910 † Max v. Pettenkofer in München (* 1818).
	1916 Seetreffen an der Doggerbank; zwei englische Kreuzer versenkt.

Panoptikum.

Von Alfred Bratt.

„Komm, wir wollen hinein gehen!"

Die beiden Freunde waren auf einem Gang durch die Stadt zu einem Baugrund gekommen, der vorübergehend in einen Rummelplatz umgewandelt worden war.

„Komm, wir wollen hinein gehen!" .... Hernulf hatte die harmlosen Worte gesprochen, als sie — unwillkürlich wie auf einen gemeinsamen Gedanken — vor einer grell gestrichenen Bude stehen geblieben waren, von deren Planken die Aufschrift: „Einzigartiges Weltpanoptikum" in verzerrten Lichtbuchstaben strahlte.

Doch gleich nach der kurzen Aufforderung wandte Hernulf sich überrascht um. Helge hatte Hernulfs Arm so stark gedrückt, daß ein empfindlicher Schmerz zu spüren war. Hernulf starrte seinen Freund verblüfft an. Helge war so bleich wie eine Kalkwand. Sein Gesicht schien durch heftige, unter der Haut sichtbare nervöse Muskelarbeit angespannt und dabei starr und faltig wie eine Maske. Seine Augen waren geweitet und wirkten dadurch sonderbar gläsern. Er konnte ein Zittern, das seinen ganzen Körper ergreifen zu wollen schien, nur mühsam zurückhalten.

„Helge, was ist Dir? ..."

„Nichts ... nichts ..." murmelte der andere. „Komm, gehen wir weiter ... fort, ich bitte Dich ... fort ....!"

Hernulf folgte stumm. Sie schritten schnell weiter. Eine Drehorgel quiekte, die Schreie der Ausrufer schnellten durch die staubige Luft, irgendwo drehte sich ein Karussell mit farbigen, im Luftzug laut knatternden Fähnchen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191702049/fragment/page=0001

Offene Gasflammen zischten an langen Stangen. Reklameringe drehten sich schwindlig, wie betrunken. Bengalisch blaues und gelbes Licht floß milchig aus billigen Scheinwerfern.

Nach wenigen Minuten hatten die Freunde das Ganze wie eine Vision aus den Augen verloren. Nur fern hinter ihnen quiekten noch einige abgerissene Töne der Drehorgel wie eine disharmonische, fremdartige, vergebliche Klage.

Noch immer schritt Helge schnell aus, als werde er von den Tönen verfolgt. Endlich saßen sie in einem kleinen Kaffeehaus. Dem ersten, das sich auf ihrem ziellosen Wege vorfand. Der Kellner kam dienstfertig heran.

„Schnaps!... Whisky!... Schweden-Punsch!" stieß Helge hervor, „was Sie wollen, nur starken Alkohol ..."

Flaschen und Gläser klangen leise auf dem Tisch. Helge stürzte einige Gläser reinen Whisky hinunter und starrte dann wortlos vor sich hin. Hernulf saß schweigend daneben. Er fühlte, daß hier nicht der Augenblick für Fragen war.

Fast zehn Minuten vergingen. Kohlensäurebläschen perlten in den unberührten Selterflaschen.

Dann begann Helge zu sprechen. Halblaut, als redete er zu sich selbst.

„Es packt mich jedesmal," murmelte er, „ich werde es wohl niemals ganz los."

Hernulf wandte sich aufhorchend zu ihm. Helge blickte ihn sehr ernst an. Dann nickte er, verzog den schmalen Mund zu einem schmerzlichen Lächeln und fuhr fort:

„Es war vor ein paar Jahren — während meiner Amerikareise. Du erinnerst Dich vielleicht noch an meine Briefe. Es war von Büffeljagden und auch von Liebe darin die Rede. Du entsinnst Dich wohl .....

Später — als Du mich gerade verlobt glaubtest — erfuhrst du nur, daß es plötzlich aus war. Dann schrieb ich viele Monate überhaupt nicht mehr, ich befand mich nämlich in einer Nervenheilanstalt, nachdem ich mehrere Wochen in einem Chikagoer Untersuchungsgefängnis gesessen hatte ...

Sie hieß — wie man alle Liebesbriefe beginnt — Sybil, und ich hatte sie auf einer Vergnügungsfahrt zu den Niagara-Fällen kennen gelernt. Ihr Vater war reich — ich weiß nicht, wieviel, habe die Millionen nicht gezählt ... Blond war sie, weich und zart, dabei mutig wie ein Mann, und von einer Exzentrizität, wie man sie sonst nur in unwahren Büchern schildert.

Ich wurde oft nicht klug aus ihr. Sie schien etwas Ernsthaftes für mich zu empfinden, dann wieder hatte es den Anschein, als spiele sie mit meiner Person. Mehrmals reizte sie mich zu Erklärungen, um dann im letzten Augenblick plötzlich zu entschlüpfen, bis die Sache prompt wieder von neuem begann.

Ich habe damals wenig geschlafen. Ich lernte sämtliche Geheimnisse des Whisky kennen, weiß Gott.

Sie wohnte mit ihrem Vater in Chikago. Dort traf ich sie zum zweiten Mal, nachdem ich mich durch einen schwächlichen Fluchtversuch lächerlich gemacht hatte.

In dieser Stadt, wo es entweder heiß ist wie am Aequator oder kalt wie an einem der Pole, in dieser Stadt der schreienden Gegensätze, der potenzierten Atemlosigkeit schienen ihre Exzentrizitäten das Höchstmaß erreicht zu haben. Wir saßen in Spielhöllen. Wir wanderten durch die Chinesenviertel. Wir zogen verkleidet durch die Quartiere des Elends und Verbrechens.

Einmal kamen wir in einer größeren Gesellschaft junger Leute auf einem solchen Streifzug in eine Jahrmarktsgegend. Wir besuchten auch ein Panoptikum. Ein schauerlich ödes Lokal. Aermlich und gespenstisch zugleich. Wir sprachen — wie es nun einmal so in der Stimmung lag — von allen möglichen Absonderlichkeiten: von Halluzinationen, vom „Gruseln Lernen" und ähnlichem.

Ich will nicht lange erzählen. Kurz und gut, zum Schluß wurde eine Wette abgeschlossen: ich sollte eine Nacht in dem abgesperrten Panoptikum zubringen und gewissenhaft darüber berichten, ob ich ernstlich Furcht empfunden hätte. Sybil lachte mich aus und glaubte, daß ich nicht bestehen würde. Ich sah sie an — und willigte ein.

Als das Panoptikum geschlossen wurde, befand ich mich in dem Hauptraum zwischen schäbig gekleideten Wachsfiguren, die berühmte Persönlichkeiten vorstellen sollten. Gleich daneben lag die sogenannte „Schreckenskammer". Während der ersten Stunden verbrachte ich die Zeit mit Zigarettenrauchen. Dann fiel mir ein, daß ich mich selbst versuchen wollte, und ich tappte in die Schreckenskammer. Der Mond und eine Gaslaterne schienen durch die Fugen der Baracke. Nach einer halben Stunde spürte ich Atemnot. Dann empfand ich zeitweilig eine Kälte im Rücken, und weil es mir schien, als ob eine Puppe sich bewegte, lachte ich laut über mich selbst. Es klang schauerlich. Ich wurde nervös. Ich wußte, daß auch hinter mir Puppen standen, und das machte mich unruhig, trotzdem ich mir selbst mit trockener Logik zusprach.

Ich kann dir die weiteren Stadien nicht schildern. Aber schließlich hatte ich Angst. Ehrliche, nicht zu leugnende Angst. Ich glaubte zu schwitzen. Ich ging umher, zog mich vor der einen Puppe zurück, um an eine andere zu stoßen, stolperte dann und fiel. Da war es mir, als ob alle Verbrecher der Welt wachsfahl auf mich losgeschlichen kämen.

Es sei!

Von Reinhold Braun.

In Gottes Namen: Dreimal: Es sei!
Nun kämpfen wir unsern Frieden herbei! —
Wir boten euch Frieden; ihr nahmt ihn nicht;
Auf, recke dein Schwert, du Gottesgericht! —
Zur letzten Wildheit loht Höllenbrand;
Sein Blutschein umlodert ein Vaterland!

Wo es dort sei: im einsamsten Tal
Der deutsche Wille glüht sich zu Stahl!
Das Ganze wächst hoch unirdisch groß,
Tief wurzelnd im Heimatmutterschoß!
Ueber Tag und Nacht steht das heilige Muß!
Es ballt sich der furor teutonicus!
Streitland ums Höchste, ums deutsche Sein!
Gott gibt Kraft und Segen darein. — —

So lohe, du Brand! So wanke, du Welt!
Am Ende, am Ende, über dem Feld,
Da die letzte der Völkerschlachten verbraust,
Hält eines Riesen stählerne Faust
Eine Fahne über den Fahnen allen:
Deutschlands Farben im Hochlicht wallen!

Aus dem Türmer.

Mir wurde fast übel. Eilig tappte ich mich in den Hauptraum zurück.

An der Schwelle stand eine Mädchenfigur. Eine Haremsdame, halb verschleiert. Ich stutzte: ich war mir bewußt, daß früher der Platz dort leer gewesen war. Ich starrte sie an und glaubte, daß die Augenlider leicht zitterten. Ich fuhr zurück, um mich wieder von Mörderfiguren umgeben zu sehen. Dann — — hörte ich Schritte. Oder ich glaubte es. Ich stützte mich an eine Figur, und als ich wieder losließ, hatte ich ihr einen Dolch aus den Wachshänden genommen. Ich ging wieder zur Schwelle — und da konnte ich kaum einen Schrei unterdrücken.

Die Haremsdame stand da — aber auf der rechten Seite der Schwelle, während sie früher auf der linken gestanden hatte ....!

Ich wurde mir bewußt, daß alle Vernunft mich verließ. Die Zunge lag mir schwer und trocken im Munde. Es wurde mir plötzlich heiß, während ich der „Haremsdame" ins Gesicht starrte. Und dann dann ... sah ich ganz deutlich, wie das wächserne Mädchen langsam die Augenlider senkte. Der Dolchgriff lag wie ein scharfer Schmerz in meiner rechten Hand. Ich glaubte verrückt zu werden — vielleicht war ich es auch eine Sekunde lang — und dann stieß ich zu.

Die Puppe fiel ... ein Schrei gellte ... der Schrei eines Mädchens ...!

Helge machte eine Pause. Dann sagte er tonlos:

„Du wirst erraten, daß es Sybil war. Sie hatte sich mit mir einschließen lassen, nachdem der Panoptikumbesitzer ihr das Haremsgewand geliehen hatte.

Der Dolch hatte in die linke Brust getroffen. Sie war sofort tot. Mein Prozeß erregte Sensation. Der Mordverdacht war schwer aufzuklären.

Seit jener Zeit ... bin ich kein gesunder Mensch mehr, Hernulf ..."

Helge füllte sein Glas von neuem. Seine Hand zitterte, und schwere Whiskytropfen fielen auf die Marmorplatte des Tischchens.

Brillenschlange.

Skizze von Nanny Lambrecht.

(Nachdruck verboten.)

Er war ein schöner Mensch, denn er trug einen Kneifer. Das war, als er noch in der Kohlenhandlung Hummel & Co. Rechnungen ausschrieb.

Dann aber sollte er das Vaterland verteidigen, und wurde nach Haar- und Barschur dem Kammerunteroffizier zwecks Umwandlung eines zivilistischen Hammels ins Feldgraue übergeben.

Zunächst holte man ihm seinen Kneifer vom Gesichtshügel herunter und rahmte seine blinzelnden Augen hinter zwei gediegenen Fensterscheiben ein, die zur Vorsicht noch an den Ohren befestigt wurden.

Mit diesem Schönheitsfehler behaftet, betrat er die Mannschaftsstube und rief eine allgemeine Beunruhigung hervor. Der Seelenzustand Einzelner brach sich Luft in gewissen teilnahmsvollen Anfragen:

„Mensch, haste Dir 'ne Glasveranda an der Fassade anjelegt? Oder trägste bloß de Wissenschaft spazieren, Brillenschlange?"

Danach hieß er solange Brillenschlange, bis er selbst sich darüber verwunderte, daß auf seinem Taufschein ein anderer Name stand.

Seine erste Beschäftigung fürs Vaterland war, daß er die Mannschaftsstube säubern mußte. Weil Brillenschlange über vier Augen verfügte und infolgedessen den „Dreck" doppelt sah, sollte er den Tisch scheuern.

Also den Tisch scheuern. An sich kein Kunststück. In ungewissen Umrissen schwebte es Brillenschlange vor, daß man dazu eines Scheuerlappens nebst Seife bedürfe. Flitzte daher diensteifrig vor den Herrn Unteroffizier hin, verbeugen wollte er sich, — er war immer ein höflicher Mensch, auch außerhalb der Tanzstunde — rappelte sich aber noch knapp vor der Tat zusammen, riß seine Glieder stramm und meldete:

„Melde, daß weder Scheuerlappen noch Seife zur Stelle ist."

Der Unteroffizier sah ihn an. So einen Menschen muß man sich doch ansehen. So was sieht man nicht alle Tage. Fragt einen preußischen Unteroffizier nach einem Scheuerlappen! Der wäre imstande, im Schützengraben nach einer Pfauenfeder zu fragen.

„Mann! Haben Sie schon rausgefunden, daß Sie weder Amerika, noch das Pulver entdeckt haben? In zwei Sekunden fehlt weder der Scheuerlappen, noch die Seife. Und in drei Minuten ist weder der Tisch nicht gescheuert, noch der Tisch gescheuert. Haben Sie das nu weder verstanden, noch kapiert?"

Und da war's zum erstenmal im Leben Brillenschlanges, daß er sich einen Zipfel aus dem Hemd riß und mit parfümierter prima Toilettenseife einen Tisch in drei Minuten scheuerte.

Nun sollte man meinen, daß dies das Schrecklichste wäre, was einem Menschen, der vier Tage sich abmüht, um das Vaterland verteidigen zu lernen, zustoßen kann. Aber es kam viel schrecklicher. Es kam ein Kleiderappell.

Für den Kleiderappell hatte man drei wichtige Dinge zu beachten. Erstens, daß ein Flecken in der Drillichhose eine Schweinerei ist; zweitens, daß ein Loch in der Drillichhose eine noch größere Schweinerei ist und drittens, daß ein Loch überhaupt nicht vorkommen darf.

Angesichts dieser drei Tatsachen war Brillenschlanges Kompagnie in fieberhafter Tätigkeit. Mäntel wurden ausgeklopft, insbesondere Mäntel, denn der Sage nach hatte es der Herr Hauptmann eklig scharf auf die Mäntel abgesehen. Nur der dicke Schäng Zilken aus Köln hatte die Sache verbummelt, kam abends nicht dazu, seinen Mantel auszuklopfen, kam morgens auch nicht dazu, und dann war's plötzlich Zeit zum Appell. Die Kompagnie fluchte, die Kompagnie sagte, wenn sie wegen einem solchen Faultier nachbimmsen müßte, nachher hauten sie ihm eins in die F...., daß ihm die Backzähne aus der Westentasche rausguckten.

Also was soll er nu' machen, der dicke Schäng? Er nimmt einen Mund voll Wasser, spritzt es hoch, und aus dieser „Fontäne" sprenkelt ein gelinder Regenfall auf den verstaubten Mantel nieder, feuchtet ihn an — und nun mag der Herr Hauptmann schütteln, die Feuchtigkeit hält den Staub nieder.

Aber da käuft noch die Brillenschlange herum, in halber — nein, in ganzer Verzweiflung. Er hing sich eine Drillichhose vor die Brille, stierte darauf, diese Drillichhose war eine bodenlose Gemeinheit. Er hatte sie von seinem Vorgänger übernommen. Der Vorgänger hatte sie vorschriftsmäßig gewaschen, geplättet und zusammengelegt, in die Kleiderkammer abgeliefert, und dem neu einberufenen Jahrgang hatte der Kammerunteroffizier ohne Ansehen der Person aus den Kleiderbeständen heraus verteilt. Die besagte gemeine Drillichhose aber fiel auf Brillenschlange, und als Brillenschlange sie entfaltete, sah er, daß sein Vorgänger die ausgefranste Hose einfach — abgeschnitten hatte. Abgeschnitten bis spannbreit unterm Knie — Gemeinheit! Ein Vorgänger ist immer gemein, sagt sein Nachfolger.

Brillenschlange sagte es mit so gräßlichen Verwünschungen, daß sich eine Stimmbandentzündung bei ihm vorbereitete. Aber das änderte nu man nichts daran, daß er nur halbe Hosenbeine zum Appell mitbrachte.

Der dicke Schäng platschte ihm auf die Schulter:

„Bist jeck! Der Hauptmann steckt nich sein Näs' rin."

Da quetschte Brillenschlange sein Bündel untern Arm und gondelte mit langen Beinen dem Schäng nach. Recht hat er, der Schäng, wo wird denn der Hauptmann überall sein' Näs' rinstecken! Nicht mal entfalten wird er lassen! Nicht mal! Jawoll!

Es fing aber schlecht an. Gleich bei dem dicken Schäng fing's an.

„Aufrollen!"

In dreister Unschuld entrollte der dicke Schäng. Mit zwei Fingerspitzen griff der Hauptmann den Mantelzipfel auf, schüttelte. Nichts. Absolut nichts. Fertig. Weiter.

Mit umdunsteten Blicken sah Brillenschlange das Unabwendliche auf sich zukommen, näher, immer näher. Und dann blieb es vor ihm stehen. Natürlich vor ihm. Selbstverständlich vor ihm. Wenn er nun noch sagte: Entfalten ...?

„Entfalten!" sagte der Hauptmann.

Das Umfaßbare enthüllte sich. Zwischen den vorgestreckten Händen der Brillenschlange baumelten zwei amputierte Hosenbeine.

Der Hauptmann setzte zunächst seinen Zwicker auf. Dann sah er auf Brillenschlanges Finger und dann sagte er:

„Wie kommt der Mann zu solchen Fingernägeln? Zilken!" rief er den nebenstehenden Schäng an, „haben Sie schon mal solche Fingernägel gesehen?"

„Nein, Herr Hauptmann", log Schäng.

„Ich auch nicht. Mann! Sie haben wohl Ihre Schwiegermutter aus der Erde gekratzt, wie?" Und dann trat der Hauptmann einen Schritt zurück, gleichsam um das Wunderwerk von Drillichhose aus der Entfernung zu genießen, sah Brillenschlange scharf an, fragte:

„Wem gehört diese da?"

„Mir, Herr Hauptmann."

„Vertust Du Dich nicht, mein Sohn?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Haben Sie die Hose schon mal angezogen?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Paßt sie Ihnen?"

„... Jawohl, Herr Hauptmann."

„So — dann zieh sie mal an, mein Sohn."

Die ganze Kompagnie erlaubte sich zu grinsen, als der Befehl: „Vortreten!" Brillenschlange vor die Front rief. Angetan mit einem entarteten Phantasiegebilde, das einem mißratenen Damenhöschen verzweifelt ähnlich sah, stand Brillenschlange vor versammeltem Kriegsvolk und starrte entgeistert durch seine großen Brillengläser.

„Wollen Sie mich zum Narren haben?" donnerte ihn der Hauptmann an.

„Nein, Herr Hauptmann", erwiderte er prompt.

„Sagen Sie mal, woher stammt diese Mißgeburt?"

„Aus der Kammer, Herr Hauptmann."

„Haben Sie den Unteroffizier nicht auf diesen Defekt aufmerksam gemacht?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Na, und?"

„— — —."

„Na?"

„Der Herr Unteroffizier meinte, ich soll dran ziehen, bis sie länger wird." — —

Weitere Hosen wurden nicht mehr besichtigt.

Aus dem Kriegstagebuch einer deutschen Gemeinde.

Von unserem zur Ostarmee entsandten Kriegsberichterstatter Emil Herold erhalten wir folgenden Bericht:

Bialystok, 14. Dezember 1916.

Eine deutsche Siedelung mit über 10 000 Seelen: Nachkommen von Handwerkern, die aus der Preußenzeit der Stadt (1796—1807) zurückgeblieben waren, als die Beamten nach Preußen heimkehrten, Urenkel sächsischer Tuchweber, die als Soldaten Napoleons auf seinem Rückzug von Moskau in der kleinen deutschen Kolonie Zuflucht fanden und den Grundstock legten zur Industrie, die die Stadt später großgemacht, Enkel deutsch-polnischer Fabrikanten, die nach den polnischen Aufständen weiter ins Innere Rußlands gezogen waren und Söhne rheinischer Auswanderer. Den Deutschen war es bei den Russen geschäftlich nicht schlecht gegangen, mancher, dessen Großvater noch schlichter Arbeiter war, ist heute Millionär, und die Stadt hat, etwas Seltenes in Rußland, auch einen guten Mittelstand. Die Deutschen gaben in der Stadt — man merkt es auch jetzt noch äußerlich im Stadtbild — den Ton an, und behielten trotz der Russifizierungsbestrebungen in den neunziger Jahren ihr Deutschtum. Da drohte Krieg. Man glaubte nicht daran. „Wir sind ja aufeinander angewiesen, Deutsche und Russen!" Aber der Krieg kam. Wie ein Flugfeuer flog die Nachricht durch die deutsche Kolonie, und als die Glocken zur Kirche riefen, da kamen alle, auch die, die man selten in der Kirche sah. Voll Inbrunst stieg ein Lied zum Himmel „Eine feste Burg ist unser Gott!" Da ein dumpfes Grollen und Rollen, das sich wie unterirdisch fortpflanzte. Den Leuten erstarb das Lied in der Kehle. Jäh brach es ab. Und, deutlicher als vorher, wieder das dumpfe Grollen und Rollen. „Sie schießen schon!" schreit eine Frau entsetzt. Und alles drängt zu den Türen. Nur der Pastor bleibt ruhig. Er beginnt seine Predigt; man kehrt zurück. Der dumpfe Donner der Kanonen ist verstummt. Später klärt sich die „Schießerei" auf. Es war — wir in Deutschland haben in den ersten Kriegstagen ja Aehnliches erlebt — eine kleine Tragikomödie: unter der Kirche liegt der Gemeindesaal und in dem verstaute ein Deutsch-Russe, der Gestellungsbefehl erhalten hatte, seine Habseligkeiten in Kisten und Fässern. Nichts war es also mit der Schießerei, und der lächerliche Zwischenfall wird für viele zur stillen Hoffnung: „Vielleicht ist's mit dem ganzen Kriegsgeschrei, wie mit dem Donner der Kanonen, der die Andacht störte ..."

* * *

Es wird schnell Ernst. Und bitterböser Ernst für die Deutschen. Viele von ihnen haben den türkischen und japanischen Krieg mitgemacht, aber man traut keinem von ihnen. Sie sind Deutsche. Also Spione! Man verbietet ihnen auf der Straße Deutsch zu sprechen. Man verdächtigt sie. Man hält die Dohlen auf dem deutschen Kirchturm für — Brieftauben, man forscht in dem unterirdischen Kirchensaal nach einem Geheimgange nach Preußen. Man nimmt dem Pfarrer unter einem Vorwand die Köchin weg und schickt ihm einen Ersatz: eine Agentin der Geheimpolizei. Plötzlich heißt es: „Die Reichsdeutschen werden ausgewiesen! Sie müssen nach Sibirien!" Nun ging das Entsetzen an. Alles will Gesuche um Befreiung haben. Man stürmt die Kanzlei des Pfarrers. Aber auch in der Pfarrkanzlei darf kein Wort deutsch gesprochen werden. Der Pfarrer eilt zum Polizeichef: „Meine Leute sprechen nur deutsch. Wie kann ich mich ihrer annehmen, wenn in der Kanzlei nicht deutsch gesprochen werden darf?" Der Gewaltige zuckt die Achseln: „Es ist Befehl. Sie dürfen in der Kanzlei nicht deutsch reden. Nur in der Kirche ist's Ihnen erlaubt. Wenn Sie in der Kirche ..." Der Pfarrer versteht, und nun wird die Kirche zur Schreibstube. Ueber tausend Gesuche werden geschrieben Tag und Nacht. Man schreibt sich die Finger wund. Und der Erfolg? Zwei dürfen bleiben. Zwei!

Wer auf eigene Kosten reisen will, darf die Bahn benutzen. Die anderen, die Armen, sollen auf Staatskosten befördert werden. Möglichst billig natürlich: zu Fuß! Zu Fuß nach Sibirien! Sie werden in den grimmen Winter hineingeraten! Die Hälfte wird umkommen! Alles ist in Verzweiflung. Wieder ein Gang zum Polizeichef. Wieder ein Zucken mit den Achseln. „Morgen geht der Transport! Wenn Sie 2000 Rubel aufbringen könnten ... vielleicht könnte man dann die Leute in Güterwagen nach Sibirien schaffen."

2000 Rubel! Gern. Aber woher? Die Reichen sind schon fort. Flüssiges Geld fehlt und die Reichsbank ist bereits nach Jaroslaw verlegt. Man erreicht wenigstens einen kleinen Aufschub der Reise und schafft schließlich doch die Rubel, die man verlangt. ... Im Hof des Polizeihauses sammeln sich die armen Deutschen. Lauter Elend! Greise und Kinder darunter. Was nur Arme und Rücken hat, schleppt Betten und Kochgeschirr und unmöglichen Kleinkram, an dem das Herz hängt. Die Pforte öffnet sich: von Kosaken geleitet, quillt der Zug des Jammers heraus. Schweigend. Denn deutsches Wort ist verpönt. Da: ein Soldat trägt etwas auf dem Rücken: einen Krüppel, dem beide Beine fehlen, Verwandte, Deutschrussen, hatten ihn bei sich behalten wollen, aber man hatte das Gesuch abgelehnt.

Und den Zug des Jammers geleiten, schüchtern und von ferne, die Freunde und Verwandten, die als russische Untertanen bleiben durften. Fast lautlos geht's dahin. Nur Weinen und Seufzer. An denen erkennt man ja nicht den Deutschen.

Stundenlanger Aufenthalt am Bahnhof. Endlich kommt der endlose Zug. Man pfercht sich in die Wagen. Die Zurückbleibenden weinen und schreien. Kein „Lebewohl!" Kein „Auf Wiedersehn!" Da richtet sich drinnen in einem Wagen ein Greis auf. Der älteste unter ihnen. Er hat 66 und 70 mitgemacht. Ihm geht der Mund über und laut ruft er seiner weinenden Tochter zu: „Wein nicht so sehr! Sei getrost! Unser Wilhelm wird mich nicht verlassen!"

Die Posten hören die deutschen Worte und sehen ihn stehen, den Alten im weißen Haar, der auf seinen Kaiser hofft. Aber keiner tritt auf ihn zu und niemand reißt ihn aus dem Zug.

* * *

Kurz vor Weihnachten kriecht neuer Schrecken durch die Kolonie: „Alle, die deutsch sprechen, müssen fort! Ist gleich, ob sie russische Untertanen sind." Jede Bitte wird von vornherein abgeschlagen. Da kommt zum Glück ein Mitglied des russischen Kaiserhauses, eine frühere deutsche Prinzessin, in die Stadt, um Abordnungen zu empfangen, die Gelder für das russische Rote Kreuz stiften wollen. Man wendet sich an sie und findet Gehör: die Deutschrussen dürfen bleiben! Aus Dankbarkeit holt man die letzten Rubel aus den Kassen der deutschen Vereine und überbringt sie der Prinzessin. Geld und Dank werden angenommen, aber kaum ist die Beschützerin wieder aus der Stadt, heißt's: „Nur die Frauen und Kinder dürfen bleiben. Die Männer müssen fort!" Man nimmt ihnen die Pässe, die sie als russische Untertanen ausweisen, und gibt ihnen Passierscheine, auf denen in großen Lettern steht: Deutsche! Damit sollten sie sich im Innern Rußlands Arbeit verschaffen! Bald kamen ihre Briefe: „Wir hungern und frieren! Schickt uns Geld und Kleider!"

* * *

Auch aus andern deutschen Siedlungen werden die armen Deutschen fortgeführt. Eines Abends läutet's am Pfarrhaus. Zwei Frauen stehen vor der Tür. Sie halten kleine Wäschekörbe in den Händen. „Was wollt ihr?" — „Wir sind Deutsche. Auf dem Weg nach Sibirien." — „Und was bringt ihr da?" — „Unsere Kinder, Herr Pastor. Wir haben sie nicht am Wege begraben wollen. Wie es so manche Mutter hat tun müssen. Gebt den Kleinen ein Grab in geweihter Erde!"

* * *

Deutsche kommen! Gefangen, verwundet! Zwei deutsche Knaben, im Alter von 16, 17 Jahren hören davon. Sie brennen danach, einmal deutsche Soldaten zu sehen. Leute von ihrem Fleisch und Blut, von ihrem Herz und Hirn. Und die zwei rennen zur Straße, durch die die Deutschen kommen sollen. Da biegen sie schon um die Ecke, die Deutschen, staubig, blutig, aber aufrecht und guten Mutes. Und staunend, mit offenem Mund und pochendem Herzen, steht der eine — Karl Drewitz — da. Das also waren die Deutschen! Und die Stimme des Blutes drängt sich aus seinem Mund: „Gott, wie sehen die Deutschen so mutig aus!" Da reißt es einen der Gefangenen, der verwundert die deutschen Worte gehört hat. Er dreht sich um. Sagt vielleicht auch ein paar deutsche Worte. Vielleicht! Der Kamerad des jungen Drewitz hat nichts mehr gehört. Er sah das Unheil und floh, als einer auf sie zukam.

Am Abend fehlt der Knabe in der Familie. Eine bange Nacht verstreicht. Er bleibt aus. Man meldet's der Polizei. Die weiß von nichts. Monate vergehen. Da kommt ein amtliches Schreiben aus einer sibirischen Gemeinde, ein paar hundert Kilometer hinter Tomsk: „Der nach Sibirien verbannte Karl Drewitz ist dort gestorben und begraben."

Hat sterben müssen um ein paar deutscher Worte willen. ...!

* * *

Im Lazarett liegen deutsche Verwundete. Eines Abends holt man den deutschen Pastor zu einem deutschen Landsturmmann. Er will beichten, bevor er stirbt. Die beiden russischen Soldaten, die mit aufgepflanztem Bajonett am Eingang des Saales stehen, rühren sich nicht während der heiligen Handlung. Dann fragt der Pastor: „Haben Sie vielleicht noch eine Bitte?" — „Ja. Ich möchte noch ein Lied singen." Der Pastor geht zu den russischen Soldaten: „Er wird jetzt ein Gebet singen." Sie nicken stumm. Und nun beginnt der Landsturmmann zu singen. Mit schöner durchgebildeter Stimme. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre." Ergriffen lauscht alles, deutsche Kameraden, Pastor und Russen. Da beginnen draußen Glocken zu läuten. Der Kranke richtet sich auf. „O, wie schön, daß die Glocken jetzt läuten! Gerade, als wär es für mich." — „Es sind die Glocken unserer deutschen Kirche", sagt der Pastor. „Sie stammen aus Apolda, aus Thüringen." Da geht ein Leuchten über das Antlitz des Kranken. „Heimatgrüße, Herr Pastor," sagt er versonnen. „Ich bin aus Thüringen. Das ist meine Heimat. Die läuten für mich! Heimatgrüße ... die letzten ..."

z. Emil Herold, Kriegsberichterstatter.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191702049/fragment/page=0002